

Der Hermeneut als Autor: zur Darstellbarkeit hermeneutischer Fallkonstruktionen

Reichertz, Jo

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Reichertz, J. (1991). Der Hermeneut als Autor: zur Darstellbarkeit hermeneutischer Fallkonstruktionen. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 16(4), 3-16. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-19475>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

DER HERMENEUT ALS AUTOR

Zur Darstellbarkeit hermeneutischer Fallrekonstruktionen

Jo Reichertz

„Eine allgemeine Unruhe, ein übertriebenes Verlangen nach Neuerungen hat sich der Gemüter bemächtigt und würde schließlich die Meinungen vollends verwirren, wenn man sich nicht beeilte, sie durch die Vereinigung von weisen und maßvollen Ratschlägen in eine feste Richtung zu lenken.“ (Ludwig XVI am 5. Mai 1789)

1. Einleitung

„Das Leben eines Naturforschers könnte so glücklich sein, wenn er nur beobachten dürfte, ohne auch noch schreiben zu müssen.“ Dies soll Charles Darwin einem Freund bekümmert geschrieben haben (vgl. Lepenies 1978), und in diese Klage würden ebenfalls gerne einige empirisch orientierte Sozialforscher einstimmen – wenn auch nicht alle, denn für manche (wenn auch nicht viele) verkehrt sich die Darwinsche Klage: Sie halten sich lieber in der Nähe ihres Schreibtisches auf als in einem Untersuchungsfeld. Doch für alle und vor allem für die Sozialwissenschaftler gilt: „Daß Wissenschaft in und durch Texte (re)produziert wird, hat jedes kompetente Mitglied der Zunft in den Knochen.“ (Wolff 1987, S. 333), aber hat der Wissenschaftler es auch in der Schreibhand?

Schreiben ist für Wissenschaft konstitutiv. Erworbenes Wissen, das nicht mit Hilfe von Texten festgehalten wird, zerfällt – wird vergessen. Das gilt auch für die beiden großen Textverweigerer, nämlich Jesus und Sokrates. Ohne die schriftlichen Kanonisierungen ihrer Lehren durch Schüler und Epigonen würden weder in Kirchen noch an Universitäten die Namen des Nazareners und des Atheners hoch gehandelt. Rein orale Wissensweitergabe über einen längeren Zeitraum ist innerhalb der Wissenschaft nicht vorzufinden. Weigern sich manche Vordenker (z. B. Oevermann) – aus welchen Gründen auch immer – zur Feder zu greifen und zu ihren Lebzeiten zu veröffentlichen, entsteht häufig ein ‚grauer Markt‘ von Texten. Vorlesungsmitschriften oder nichtauthorisierte Manuskripte avancieren in solchen Situationen zu relevanten Schriftstücken, welche die Lehre verbreiten. Schreibt ein Wissenschaftler überhaupt nicht, so hat das manchmal auch für andere Folgen: Bekanntlich verbreitete sich das Wissen um die Ursachen des Kindbettfiebers nicht nur wegen der Ignoranz der Berufskollegen so langsam, sondern vor allem wegen der mangelnden Bereitschaft und Fähigkeit des Finders (I. Semmelweis), seine Entdeckungen zu Papier zu bringen. Was beunruhigt nun die Wissenschaftler – die einen mehr, die anderen weniger, wenn sie als Autoren gefordert werden? Was sind die Aufgaben, die es zu lösen gilt?

Im folgenden möchte ich einige – eher praktische – Aufgaben beschreiben, die sich dem wissenschaftlichen Autor stellen. Musterlösungen werde ich keine anbieten können, vielleicht einige Gründe, bei der Darstellung von Forschungsergebnis-

sen einiges zu vermeiden und anderes zu bevorzugen. Auch habe ich nicht vor, das Problem der Darstellbarkeit ‚ad fundum‘ zu behandeln – die Erörterung der großen und wesentlichen und grundsätzlichen Fragen möchte ich anderen überlassen. Zudem soll hier nicht für alle wissenschaftlichen Autoren gesprochen werden: konzentrieren möchte ich mich auf die im engeren Sinne hermeneutisch arbeitenden Sozialforscher – auf die objektiven, strukturalen oder sozialwissenschaftlichen Hermeneuten¹, Forscher also, deren Forschungspraxis vor allem aus der detaillierten sequenzanalytischen Deutung von Texten besteht (Oevermann 1979, Soeffner 1989). Da ich mit sehr ähnlichen Verfahren arbeite, stellen sich diese Probleme alle auch für mich. Für diese Hermeneuten ergeben sich – werden sie als Autoren tätig – aufgrund der Besonderheit der eigenen methodologischen Verortung ganz besondere Aufgaben, die sich in dieser Form für die anderen Sozial- und Naturforscher (welche natürlich auch, wenn auch implizit, hermeneutisch arbeiten) nicht stellen.

2. Allgemeines zum Problem der Darstellbarkeit

Gemeinsam ist erst einmal allen Wissenschaftlern, welche als Autoren tätig werden wollen, daß sie ex post sich ihrem forschenden Handeln zuwenden. Das Forschungsfeld ist – zumindest vorübergehend – verlassen, stattdessen sitzt man vor dem Schreibtisch oder dem persönlichen Computer und überlegt, WAS man WIE schreiben soll. Ob man will oder nicht, man wird bei diesem Unterfangen auf bewährte und gesellschaftlich bereitgestellte Darstellungsformen zurückgreifen, denn wissenschaftliches Handeln (Forschen und Schreiben) ist Teil eines historisch gewachsenen Prozesses der gesellschaftlichen Organisation von Wissen. „Jede Gesellschaft steht vor der Aufgabe, kollektiv geteiltes Wissen zu bewahren, zu tradieren und veränderten Lebensbedingungen anzupassen. Diese Aufgabe wird mit Hilfe bestimmter Formen kommunikativen Handelns gelöst, die größtenteils einen institutionellen Charakter haben und traditionell abgesichert sind. Dabei verfügt jede Gesellschaft über spezifische, sich historisch wandelnde ‚Budgets‘ – ‚Haushalte‘ – dieser kommunikativen Formen, durch die die Organisation gesellschaftlichen Wissens geleistet wird.“ (Bergmann/Luckmann/Soeffner 1987, S. 1).

Jedoch ist der Spielraum innerhalb der kommunikativen Gattung ‚Rekonstruktion wissenschaftlichen Forschens‘ noch sehr groß, denn Stile, Angemessenheits- und Überprüfungsstandards sind in stetem Fluß. Konnte noch Buffon vor etwa 200 Jahren dem ästhetischen Wohlklang den Vorzug vor der Wahrheit geben, also eine Fünf auch mal gerade sein lassen, so ist die Ästhetik einer zeitgenössischen wissenschaftlichen Arbeit durch den spröden Stil einer vermeintlichen Wirklichkeitswiedergabe ohne forschende und darstellende Subjekte geprägt (vgl. Knorr-Cetina 1984). Der bewußt kunstvolle literarische Stil z. B. eines Humboldt² ist heute nicht deshalb nicht mehr schreibbar, weil sich die ästhetischen Vorstellungen gewandelt haben, sondern weil es neue Standards innerhalb der Berufsgruppe der Wissenschaftler gibt. Daran ändern auch die oft poetischen Arbeiten der französischen Postmoderne nichts. Sie sind die Ausnahme, welche die Regel (zur Zeit noch) nicht widerlegt. Gleiches gilt z. B. auch für den amerikanischen Wahnverwandten der Postmoderne, Richard Rorty, der angesichts einer vermeintlich völlig haltlos gewordenen Theorie seine Zuflucht in einer – wenn auch ironisch gebrochenen – verschärften Literarisierung wissenschaftlicher Schreiberzeugnisse sucht – frei nach der (zugegebenermaßen sehr pointierten) Maxime: Wenn schon nicht gültig, dann wenigstens gut geschrieben. (vgl. Rorty 1989)

Trotz dieser (nicht für jeden geltenden) Ausnahmen genießen auch heute noch ‚ethnopoetics‘³ in der Zunft keinen guten Ruf, und gut geschriebene sozialwissenschaftliche Studien geraten leicht in den Verdacht, ‚science-fiction‘ im wahrsten Sinne des Wortes zu sein. Neben ästhetischen Normen existieren also noch andere, nämlich professionstypische und somit karriererelevante, welche die Darstellung wissenschaftlicher Arbeit beeinflussen. Wissenschaftliche Darstellungen sind nämlich auch immer Schachzüge in den Interaktionsfeldern der jeweiligen Autoren (Vgl. Reichertz 1986, S. 28–41; Knorr-Cetina 1984, S. 175–244; Kohli 1981).

Ein ganz wichtiges Mittel, die Darstellung eigener Forschungsarbeiten für Kollegen interessant zu machen, besteht in der Dekontextualisierung und späteren Rekontextualisierung der zu beschreibenden Forschung – das forschende Handeln und das Beforschte werden aus ihrem ursprünglichen Kontext heraus gelöst und in einen anderen, an den wissenschaftlichen Diskurs anschlussfähigen, Kontext eingebettet. Gelingt ein solcher Anschluß nicht, hat der Wissenschaftler zumindest als Autor versagt.⁴ „Dies – und nicht irgendeine Art der Vollständigkeit, Adäquatheit oder logischer Konsequenz im referentiellen Sinne – macht die Verstehbarkeit und Akzeptanz von Beschreibungen aus.“ (Wolff 1987, S. 360) Mit dem gleichen Sachverhalt erklärt sich Karin Knorr-Cetina die „Kluft, die zwischen Forschungsdynamik des Labors und der literarischen Dramatik des Papiers besteht“ (Knorr-Cetina 1984, S. 240). Ist demnach der der beste Wissenschaftler, der am besten – spricht: geschicktesten – umkontextualisiert?⁵

Aber, und hier denken Wolff und Knorr-Cetina zu kurz, gerade diese Anschlußprozeduren fordern, daß in empirischen Studien auf jeden Fall auch der Anschluß an die Postulate von Vollständigkeit, Adäquatheit und logische Konsequenz vorhanden ist oder aber prinzipiell hergestellt werden kann. Gibt man die Orientierung an diesen Postulaten auf, dann hat die kommunikative Gattung sich geändert. Das gilt auch für den Fall, daß wissenschaftliche Forschung sich in ihrer praktischen Ausübung nie durch die Realisierung dieser Forderungen vollzogen haben sollte, da diese Postulate stets ‚kontrafaktische‘ Leitwerte darstellen. Deshalb hängt die Güte von Forschungsberichten gerade nicht alleine davon ab, die Ergebnisse möglichst bruchlos an bestehende Theorien anzuschließen, sondern davon, ob es gelingt, die Bonität des eingesetzten Verfahrens zu erweisen. Allerdings, und das ist mißlich, können sich die Kriterien der Bonität wandeln.

Damit ist bereits eine der Großfragestellungen angesprochen, die zwar wichtig und wesentlich sind, jedoch hier für mich ohne Interesse. Ähnlich gravierend ist eine andere Großfrage, nämlich die erkenntnistheoretische Frage, ob die hohe Komplexität von Sozialität sich überhaupt auf und in Sprache abbilden läßt. Können die Gleichzeitigkeit und das Miteinander alltäglicher Interaktion in dem Nebeneinander von Texten festgehalten werden? Ist die Wirklichkeit der Sozialität nicht ähnlich vorprädikativ wie das von Musil beschriebene Denken? „Darum ist das Denken, solange es nicht fertig ist, eigentlich ein ganz jämmerlicher Zustand, ähnlich einer Kolik sämtlicher Gehirnwindungen, und wenn es fertig ist, hat es schon nicht mehr die Form des Gedankens, in der man es erlebt, sondern bereits des Gedachten, und das ist leider eine unpersönliche, denn der Gedanke ist dann nach außen gewandt und für die Mitteilung an die Welt hergerichtet.“ (Musil 1978, S. 112). Läßt sich menschliches Leben und Lieben, Hassen und Zerstören tatsächlich in grammatisch korrekte verbale Ketten bringen, ist die Welt wirklich ausdrückbar, oder ist sie unhintergebar immer mehr als Text und Sprache (Cicourel 1975; Luckmann 1981; Soeffner 1989)⁶.

Das sind große Fragen, die schon seit langer Zeit auf großen Bühnen mit unterschiedlichen Antworten behandelt werden. Hier möchte ich mich nicht so weitrei-

chenden Problemen widmen, sondern mich erst einmal diesseits des Prinzipiellen einrichten.

Doch zuvor sei noch kurz ein weiteres Großproblem erwähnt, das schon etwas mehr mit der alltäglichen Darstellungsarbeit des sozialwissenschaftlichen Hermeneuten zu tun hat. Es geht hierbei um das Verhältnis der Sprache des Originals zu dem Sprechen des Forschers oder anders: um das Problem von Alltags- und Fachsprache, das zwar früher heiß diskutiert wurde, doch mittlerweile ein wenig in Vergessenheit geraten ist. Das Problem ergibt sich aus folgendem Umstand: Der lesende Wissenschaftler sollte im Idealfall den schreibenden verstehen. Benutzt letzterer die Alltagssprache, kommt es – wie im Alltag – leicht zu Mißverständnissen. Deshalb die Forderung nach einer exakten und verbindlichen Fachsprache. Alltag müßte in wissenschaftlichen Texten in eine spezifische Fachsprache übersetzt werden. „Das Ergebnis wäre die Ersetzung der Eigenstruktur des Gegenstandes durch eine methodisch erzeugte Fremdstruktur, die sich aus der Überlagerung der tatsächlichen Handlungen und Handlungsverständnisse mit der Begriffswelt des Forschers ergäbe. An die Stelle des Gegenstandes wäre die Gegenstandskonstruktion getreten, die es im übrigen erfolgreich – nämlich durch immer wieder gelingende empirische Erhebungen – verhindert, daß der Gegenstand selbst sich wieder zeigen kann.“ (Schwemmer 1987, S. 27f) Da dies in der Wissenschaft – außer von ein paar engagierten Konstruktivisten – nicht gewollt wird, heißt es, die Fachsprache sehr dosiert einzusetzen, und U. Oevermann hat daraus das Postulat abgeleitet, ‚Analysen hätten sich der Sprache des Falles zu befleißigen‘ – auch auf die Gefahr hin, mißverständlich zu sein.

3. Zur Darstellbarkeit hermeneutischer Fallrekonstruktionen

Die Durchsetzung und Verbreitung eines wissenschaftlichen Konzepts hängen – so meine Behauptung – auch heute nicht allein davon ab, ob der Wissenschaftler als Autor ein Meister des wissenschaftlichen Stils oder ein hervorragender Umkontextualisierer ist, sondern wichtiger ist es, den Forschungsprozeß mit seinen Schwierigkeiten und Ergebnissen darzustellen, um auf diese Weise die Nachvollziehbarkeit der Ergebnisse und deren Plausibilität zu erhöhen. Für Sozialwissenschaftler bedeutet dies, daß sie nicht nur ihre Daten zeigen, sondern auch begründen müssen, weshalb sie gerade diese Daten erhoben haben. Zudem muß das Auswertungsverfahren gerechtfertigt und demonstriert werden. Kurz: Es ergibt sich die *Darstellungsnotwendigkeit der Interpretationsarbeit*. Das mag einem Inhaltsanalytiker vielleicht noch nicht so schwer erscheinen, ein Hermeneut sieht sich aber bald vor großen Aufgaben. Denn: Die Deutung eines sozialen Phänomens ist die eine Sache – nämlich das lebenspraktische Tun von Wissenschaftlern in ihrer wissenschaftlichen Praxis –, der schriftliche Bericht über die Deutungsarbeit ist eine ganz andere. Wer die Rechnung aufmacht: „Bericht gleich Interpretationspraxis“ ist nicht nur recht naiv, sondern er hat ganz einfach unrecht.

Ein Konzept wirbt dann am meisten für sich, wenn durch die Lektüre eines wissenschaftlichen Aufsatzes o. ä. sich der Leser der Brauchbarkeit des Ansatzes selbst vergewissern kann. Läßt das Konzept sich exakt darstellen und verunreinigt der Verfasser von Texten dieses Konzept nicht aufgrund mangelnder schriftstellerischer Kompetenz, dann ist es dem Rezipienten der wissenschaftlichen Texte möglich, das Konzept und die Deutungsarbeit genau zu rekonstruieren und ihre Nützlichkeit zu prüfen. Dazu ist es notwendig, daß der Texter seine Deutungsarbeit möglichst genau ausdrücken kann, sie idealiter vollständig explizieren kann, und dies, das ist

der springende Punkt, in der Sprache der Texte. Oevermann beschreibt diese Situation so: „Generell teilen künstlerisch-sprachliche Texte mit allen zur Veröffentlichung und/oder zur schriftlichen Verständigung bestimmten Texten (wissenschaftlichen, Zeitungstexten, Briefen usw.), daß sie unter der *pragmatischen Bedingung der gesteigerten Explikation* stehen, da sie außersprachliche Mittel der situationspezifischen und kontextabhängigen kommunikativen Verständigung nur in sehr reduzierter Weise einsetzen können“ (Oevermann 1982, S. 97).

Werner Meinefeld hat in einem größeren Forschungsvorhaben die schriftstellerische Tätigkeit der quantitativ orientierten Kollegen unter die Lupe genommen. Er untersuchte 88 Forschungsberichte, die in der Zeit von 1973 bis 1982, und weitere 35 Arbeiten, die in der Zeit von 1950 bis 1959 in der ‚Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie‘, der ‚Sozialen Welt‘ und der ‚Zeitschrift für Soziologie‘ veröffentlicht worden waren – also in Zeitschriften, welche (glaubt man den Herausgebern) in besonderem Maße auf der Einhaltung und Wahrung wissenschaftlicher Standards bestehen. Resümee dieser Studie: „In den meisten der untersuchten Aufsätze fehlen wesentliche Informationen zu Methode, Instrument und Durchführung der Datenerhebung, die Wahl der Modelle der Datenanalyse wird selten begründet, und Angaben zur Verallgemeinerungsfähigkeit der Ergebnisse unterbleiben nur zu oft. Hierdurch wird dem Leser eine wesentliche Grundlage für eine eigenständige Beurteilung der Aussagekraft der Daten sowie der Gültigkeit der Interpretation entzogen – er wird aus seiner Rolle eines kritischen Diskussionspartners in die eines Konsumenten unbezweifelbarer Ergebnisse gedrängt“ (Meinefeld 1982, S. 297). Dieses Resultat mag auf den ersten Blick denen recht geben, die vortragen, daß es de facto nicht darauf ankäme, was man schreibt, sondern wie man es schreibt, aber auf den zweiten Blick zeigt sich etwas anderes, nämlich daß Meinefeld die Norm der Explizierung von Forschung einklagt, eine Norm, die – ob kontrafaktisch oder nicht – immer noch gilt.

Und die qualitativen Sozialforscher, die ja angetreten sind mit dem Anspruch und dem Programm, *zuverlässiger* und *genauer* zu sein (Cicourel 1974) als die Kollegen der quantitativen Fraktion, werden sich der Forderung nach Explizierung der eigenen Forschungspraxis noch weniger entziehen können. Zumal sie ja nicht auf bewährte Verfahren verweisen können, die allgemein bekannt sind, an Universitäten gelehrt werden und deren Bonität verbürgt wäre. Und über die Bonität der unterschiedlichen qualitativen Verfahren wird zur Zeit in der bundesdeutschen Sozialforschung verhandelt, zumindest über die, welche sich als eigenständige Verfahren etablieren konnten. In einer solchen Situation ist es von besonderer Wichtigkeit, die zur Frage stehende Forschungspraxis möglichst genau darstellen zu können. Um so ärgerlicher ist es dann, wenn sich herausstellt, daß eine favorisierte Forschungsweise nicht nur sehr schwer, sondern – so meine Behauptung – prinzipiell nicht darzustellen ist, denn das Herzstück der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik, nämlich die konkrete Fallanalyse, erweist sich als äußerst sperrig und widersetzt sich vehement einer genauen Darstellung. Oevermann sieht dieses Problem und fordert für die Abfassung von Berichten über Fallrekonstruktionen eine möglichst hohe Explikation: „Ausführliche Rekonstruktionen dieser Art bilden die Grundlage für die spätere Darstellung der Ergebnisse, die naturgemäß nur einen Bruchteil dieses Umfangs enthalten kann. Für die endgültige Darstellung ergibt sich somit das für die hermeneutische Sozialforschung typische Folgeproblem, einerseits die ursprünglichen Schlußschritte der Analyse nur selektiv und vom allgemeinen Ergebnis her zur Geltung bringen zu können, andererseits bei dieser Selektion die Beweiskraft der Analyse, die sich letztlich nur in der ausführlichen Sequenzialität der Interpretationsschritte sichern läßt, nicht übermäßig verloren gehen zu lassen.“ (Oevermann 1979b, S. 1)

Die ‚Wirklichkeit‘ der Interpretationspraxis soll bei der Darstellungsarbeit nicht verloren gehen oder genauer: so wenig wie möglich. Doch wer beurteilt, wann sie doch verloren gegangen ist? Bleibt man diesseits des Prinzipiellen, dann stellen sich der Darstellung hermeneutischer Fallrekonstruktionen vor allem drei Probleme:

- das Problem der Komplexität,
- das Problem der Nichtoperationalisierbarkeit der Methode,
- das Problem des Aufbaus von äußerem Kontext.

3.1. Zum Problem der Komplexität

Hermeneutische Fallrekonstruktionen sind sehr aufwendig; sie erfordern viel Zeit und Manpower. Dieser Umstand hat sich auch schon herumgesprochen⁷. Oft sitzen mehrere Wissenschaftler über Wochen und Monate an einem Interaktionsprotokoll. Immer wieder werden neue Lesarten gefunden und erprobt. In der Regel dauert es sehr lange, bis ‚der Text nichts mehr hergibt‘. Oft genug glaubt man sich am Ende eines Interpretationsprozesses und muß dann feststellen, daß eine Lesart übersehen wurde. Und erneut beginnt die Arbeit. Es gibt Erfolge und Rückschläge. Diesen Prozeß zu dokumentieren, erweist sich schon ganz schnell als unmöglich und auch unsinnig. Man könnte die Interpretationssitzungen mit Tonband aufzeichnen und diese Mitschriften veröffentlichen⁸, doch wer würde sich der Mühe unterziehen, diese Tonbänder abzuhören, ganz zu schweigen von der Mühe, sie zu interpretieren. Ein anderer Weg bestünde darin, die Tonbänder zu transkribieren und diese als Buch zu drucken. Ganz abgesehen davon, daß sich wohl kein Verlag dazu bewegen ließe, ein solches vielbändiges Werk zu drucken, stellt sich erneut die Frage: Wer würde dieses Buch lesen?

Die Komplexität des Deutungsvorganges läßt sich nicht darstellen, allein aufgrund der ‚Quantität‘. Der wissenschaftliche Texter wird kürzen, verkürzen müssen, und schon steckt er in einem Dilemma: Verkürzt er, verstößt er gegen ein wesentliches Prinzip der Sequenzanalyse (weiter unten mehr dazu), er ordnet vorschnell unter, subsumiert, dokumentiert er dagegen möglichst genau, legt der Rezipient den Text bald zur Seite.

Der Hermeneut ist also gezwungen, sobald er als Autor von Texten auftritt, ständig gegen das Verfahren der Sequenzanalyse zu verstoßen. Er kann nur versuchen, so weit wie möglich, oder besser: so weit wie angemessen, den tatsächlichen Gang der Sequenzanalyse zu rekonstruieren. Zwischen der Klippe: alles exakt wiederzugeben und damit langatmig und unlesbar zu werden, und der Untiefe: nur das Relevante vorzustellen und damit schnell in Subsumtionsverdacht zu geraten, kann der Forscher als Schriftsteller nur mit Hilfe eines vorab bestimmten Darstellungsinteresses schiffen, auch auf die Gefahr hin, nicht unbeschadet von der Fahrt zurückzukehren. Ist z. B. das Darstellungsinteresse die Exemplifizierung von in der Sequenzanalyse gewonnenen theoretischen Einsichten, so kann die schriftliche Fixierung schnell ‚auf den Punkt‘ kommen. Beschriftete interpretatorische Irrwege bedürfen dann keiner Erwähnung, eilige subsumtionslogische Kurzschlüsse müssen in Kauf genommen werden. Daß von der wissenschaftlichen Öffentlichkeit den hermeneutisch verfahrenen Interpreten häufig der Subsumtionsvorwurf angetragen wird, liegt m. E. nicht unwesentlich daran, daß die schriftliche Fixierung zur Subsumtion zwingt. Dies muß nicht die Methode der Hermeneutik diskreditieren, sondern diskreditiert in erster Linie das Medium ‚Text‘ als adäquates Darstellungsmittel.

Da jedoch der Text auch in nächster Zukunft als Hauptmedium zur Verbreitung wissenschaftlicher Konzepte dienen wird, muß sich jede Hermeneutik darauf ein-

richten, mit dem Handicap der Nichtdarstellbarkeit des Deutungsprozesses zu leben. Und ich glaube nicht, daß dem Problem mit möglichst detaillierten Darstellungen beizukommen ist. Solche Fallanalysen (Oevermann 1981, Allert 1990, Simm 1982 und die bislang ausführlichste: Schröder 1992) vermögen zwar eine Annäherung an das tatsächliche Verfahren der Sequenzanalyse zu erreichen, aber sie sind nur dann angeraten, wenn es darum geht, die Methode selbst zu exemplifizieren. Denn auch bei solch ausführlichen Darstellungen bleiben Verkürzungen nicht aus. Daß der Interpretationsprozeß so komplex ist, hat etwas damit zu tun, daß die sozialwissenschaftliche Hermeneutik sich nicht als Methode, sondern als Kunstlehre versteht. Und damit ist bereits das zweite Problem angesprochen.

3.2. Das Problem der Nichtoperationalisierbarkeit der Methode

Das Deutungsverfahren der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik ist keine Methode, sondern eine Kunstlehre. Was bedeutet diese Benennung und weshalb gerade diese? Weshalb betitelt man das Verfahren nicht ‚Technik‘, ‚Handwerk‘ oder einfach nur ‚Kunst‘? Aus der Pragmatik der einzelnen Begriffe lassen sich für die Namensgebung folgende Gründe hermeneutisch rekonstruieren: Eine Methode gibt genau an, wie man vorzugehen hat, steht man vor einem Problem. Sie benennt alle Handlungen, die vorzunehmen sind, und sie beschreibt sie exakt. Methoden sind genaue Handlungsrezepte, die niedergeschrieben auch im Fernstudium erworben werden können und von allen Lesegewandten angewendet werden können. Ein solches Verfahren will die sozialwissenschaftliche Hermeneutik nicht sein, was bedeutet, daß sie glaubt, den Prozeß der Bedeutungsrekonstruktion nicht operationalisieren zu können.

Der Begriff ‚Technik‘ hat fast die gleichen Konnotationen wie der Begriff ‚Methode‘, nur daß ersterer aus dem Bereich der Ingenieurwissenschaften kommt, was ihn aus der Sicht der Hermeneutik nicht aufwertet. Das ‚Handwerk‘ akzentuiert zu sehr die Tätigkeit der Hand, obwohl ansonsten der Begriff nahegelegen hätte. Denn die Beherrschung eines Handwerks setzt in der Regel eine mehrjährige Lehrzeit voraus, in welcher der Lehrling und später der Geselle vom Meister das Handwerk lernt, indem er ihm zuschaut, etwas selbst versucht und vom Meister so lange verbessert wird, bis der Lernende es dem Lehrenden gleichtun kann. Die handwerkliche Kunst – auch hier spricht man von Kunst – kann nicht operationalisiert werden, sondern wird durch Mitagieren übernommen.

Das Verfahren der Sinnrekonstruktion ist dem Selbstverständnis einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik nach auch nicht ‚Kunst‘, denn ‚Kunst‘ impliziert das geniale Tun eines einzelnen. Der Künstler schafft Neues, zumindest liefert er neue Sichtweisen, und er ist nicht – das gilt für die Moderne – mit dem leidigen Geschäft der ökonomischen gesellschaftlichen Reproduktion belastet. Zudem arbeitet er stets mit Symbolen, letztlich also mit dem Kopf. Doch ‚Kunst‘ ist qua Definition der Akt eines einzelnen Menschen, sie ist nicht diskursiv übermittelbar, und es ist keine Kunst, den Meister vollendet zu kopieren. ‚Kunst‘ ist nicht zu lernen. Diese Implikationen des Kunstbegriffes machen ihn für die Wissenschaft, den Bereich des Diskurses und der Lehre, unbrauchbar. Im Begriff ‚Kunstlehre‘ vereinigt sich nun Kunst und Handwerk, mit Kosten, aber auch mit Nutzen: Die Bedeutungsrekonstruktion im Sinne einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik versteht sich als eine Kunst (handlungsentlastet durch den Umgang mit Symbolen neue Sichtweisen zutage fördern), die vom Meister erlernbar (Lehrjahre der Interpretation) ist. ‚Kunstlehre‘ bezieht sich sowohl auf die Maltradition der Renaissance als auch auf das Selbst-

verständnis psychoanalytischer Intervention. Der Begriff ‚Kunstlehre‘ bezeichnet den Punkt, an dem das neu Geschaffene sich mitteilt, sich versprachlicht; er bezeichnet die Stelle, an der systematisch Neues sich zum Ausdruck bringt bzw. zum Ausdruck gebracht wird. Soweit das Selbstverständnis einer solchen Hermeneutik⁹. Daß eine sozialwissenschaftliche Hermeneutik eine Kunstlehre sein muß, liegt an der Struktur des logischen Schlusses, mit dem sie arbeiten will. Neues soll entdeckt werden, nicht bereits Bekanntes verallgemeinert. Dies gelingt nur – hier schließt sich die Hermeneutik den Überlegungen von Peirce an – mit Hilfe der Abduktion. „Die Abduktion besteht im Studium der Fakten und im Erfinden einer Theorie, um sie zu erklären“ (Peirce 1976, S. 394). Die Abduktion geht von der detaillierten Untersuchung der Merkmale (Spuren) eines Ereignisses aus, und sie schließt dann mit Hilfe eines als virtuell gültig gesetzten Regelwissens auf den vorliegenden Fall (vgl. Reichertz 1988 und 1991b). Der abduktive Schluß folgert aus einer bekannten Größe auf zwei unbekannte. Und genau deshalb besitzt er allein innovatorische Kraft, und deshalb ist er zugleich sehr waghalsig. Zum abduktiven Schluß gibt es keinen sicheren und unfehlbaren Weg – er ‚kommt wie ein Blitz‘ (Peirce). Allerdings kann man Vorkehrungen treffen, welche deduktive und induktive Kurzschlüsse erschweren und das Auftauchen abduktiver Schlüsse erleichtern. Textdeutungen als Kunstlehren aufzufassen und als solche zu betreiben, ist eine solche, wenn nicht die wesentlichste, Vorkehrung. Zugespißt: Die sequenzanalytische Interpretation von Interaktionstexten verstanden als Kunstlehre entspricht nicht nur der logischen Form des abduktiven Schlusses, sondern ist zugleich ein Handlungsprogramm zur systematischen Herbeiführung solcher Schlüsse. Eine solche Kunstlehre kann weder exakt operationalisiert noch dargestellt werden. Für die Darstellung sind also Formen zu suchen oder zu entwickeln, welche der Besonderheit der Interpretationsmethode gerecht werden. Wiederum glaube ich nicht, daß eine möglichst große Detailliertheit dem wissenschaftlichen Autor aus der Klemme hilft. Aber bevor ich eine (zugestandenermaßen kleine) Lösungsmöglichkeit diskutiere, möchte ich noch auf das dritte Problem bei der Darstellung von Fallrekonstruktionen eingehen, das m. E. sehr schwerwiegend ist und nicht unterschätzt werden sollte.

3.3. Das Problem des Aufbaus von äußerem Kontext

Um dieses Problem zu veranschaulichen, muß ich etwas ausholen und auf die Prinzipien der Sequenzanalyse (vgl. Oevermann et al. 1979) kurz eingehen. Konstitutiv für die Kunstlehre der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik ist das Prinzip der Sequenzanalyse. Interaktionsbeitrag für Interaktionsbeitrag wird in der Reihenfolge seines Auftretens interpretiert. Auf diese Weise soll der Gang der schrittweisen Gestaltung einer Interaktion nachgezeichnet werden. Im Zuge der Analyse kumuliert das Wissen um den Fall bis schlußendlich eine Rekonstruktion vorliegt (Im günstigsten Fall)¹⁰.

Für diese Interpretationsarbeit setzt der Hermeneut drei Arten von Wissen ein, und nicht jedes Wissen kann zu jedem Zeitpunkt der Analyse herangezogen werden. Im einzelnen sind das folgende Typen von Wissen:

a) Das Wissen um die Normalität und Vernünftigkeit von Handeln innerhalb einer Interaktionsgemeinschaft

Dieses Wissen hat man durch das Mitleben in der Lebenspraxis erworben. Es gibt allerdings auch Bereiche oder Sinnprovinzen der Lebenspraxis, in denen man (noch) nicht mitgelebt hat, mithin um die Normalität und Vernünftigkeit des Handelns

in diesen Bereichen nur vage etwas weiß. Aber dieses Wissen ist nachträglich durch Textrezeption zu erweitern. Dieses Wissen um Normalität und Vernünftigkeit ist kein positives Wissen, es schweigt für den Handelnden, auch wenn er ständig damit umgeht. Das Wissen besteht nicht aus dem Verfügen über Daten, sondern aus der Kenntnis handlungsrelevanter Regeln (universeller und historischer), welche die Normalität und Vernünftigkeit von Handeln sichern. In der Untersuchungspraxis muß dieses Wissen als Als-ob-Wissen behandelt werden, da die Kenntnis der Handlungsregeln ja erst Ziel der Forschung ist. Gemeint ist damit, daß man virtuell die Gültigkeit von konstruierenden Regeln unterstellt, den Fall betrachtet und fragt: „Was wäre, wenn die Regeln gültig wären?“ Oder anders: Man betrachtet den Fall und konstruiert Regeln, die dazu passen. Man behandelt dieses Regelwissen, als ob es ein positives Wissen sei – für einen Moment, um es im nächsten Moment durch ein anderes zu ersetzen.

b) Das Wissen um den äußeren Kontext eines Falles

Gemeint ist das Wissen anderer von oder zu dem zu rekonstruierenden Fall. Das können sowohl Selbstdeutungen der im Fall Handelnden sein, das können aber auch alltägliche oder wissenschaftliche Deutungen dieses Falles durch Dritte sein (Gerüchte, Expertisen etc.). Außerdem zählen zu diesem Wissen wissenschaftliche Theorien zum Typus der Interaktion, von welcher der zu untersuchende Fall ein Exemplar ist. Benutzt man dieses Wissen vor der Interpretation von Interaktionsprotokollen, z. B. um Hypothesen oder Indikatoren zu gewinnen, wird die Interpretation zirkulär und nutzlos für die Soziologie.

c) Das Wissen um den inneren Kontext eines Falles

Dies ist ein Wissen, das der Fall quasi im Vollzug der Sequenzanalyse selbst liefert. Es umfaßt sowohl die Kenntnis verworfener als auch der fallspezifisch gewählten Handlungsoptionen. Dieses Wissen kumuliert im Verlauf der hermeneutischen Auslegung und verdichtet sich – wenn alles gut geht – zu der Rekonstruktion der Fallstruktur. Da der Fall als Handlung stets die Realisierung universeller und historischer Regeln darstellt, liefert das Wissen um den inneren Kontext auch einen Ausblick auf die aktualisierten Regeln, d. h., es kann angegeben werden, welche Handlungsregeln im Vollzug angetroffen werden konnten. Deshalb kann nur die Entbergung der im inneren Kontext sichtbar gewordenen Regeln zur Erweiterung des Wissens um universelle und historische Handlungsregeln genutzt werden. Der innere Kontext – quasi dem Interaktionstext und damit dem Fall Stück für Stück abgerungen – enthält also Hinweise auf die besondere Fallstruktur und allgemeine Regeln. Im Laufe der konkreten Interpretationsarbeit darf nur das Wissen um den inneren Kontext herangezogen werden, um Lesarten auszusondern. Verwendet man hierzu anderes Wissen, dann liegt Subsumtion und damit Zirkularität vor.

Der Wissenschaftler darf, das möchte ich hier für meine Argumentation besonders herausstellen, bei der sequenzanalytischen Auslegung von Interaktionsprotokollen keine alltäglichen oder wissenschaftlichen Selbst- oder Fremddeutungen benutzen, um Lesarten auszuschließen. Unterstellt einmal, das wäre möglich, dann tut sich m. E. ein Dilemma auf: Denn – eingeräumt, der Wissenschaftler hätte streng sequenzanalytisch die Fallstruktur rekonstruiert und sein Wissen um Handlungsregeln erweitert – was tut er nach der Sequenzanalyse mit diesem Wissen? Wozu nutzt es? Für ihn, den schreibenden Hermeneuten, ist das Wissen wertvoll, da es zum inneren Kontext für weitere Fallrekonstruktionen gehört und damit die weitere

analytische Arbeit beschleunigen wird. Doch was machen andere Wissenschaftler – also die Leser wissenschaftlicher Texte –, die nicht an der Sequenzanalyse teilgenommen haben, mit diesem Wissen? Für diese sind die erarbeitenden Fallrekonstruktionen lediglich wissenschaftliche Fremddeutungen eines Falles oder eines Handlungstyps, gehören also zu einem Wissenstyp, der qua Interpretationslogik in der eigenen Interpretationspraxis nicht verwendet werden darf. Das bedeutet, die Arbeit des objektiven Hermeneuten ist für andere Wissenschaftler scheinbar oder anscheinend ohne Wert, zumindest kann das Wissen nicht fraglos übernommen werden.

In dieser Lage bieten sich vier Auswege an. So könnte man in einem Salto mortale rückwärts fordern, alle Ergebnisse von Sequenzanalysen mit einem Gütesiegel zu versehen, das deren Bonität verbürgt und anderen Wissenschaftlern erlaubt, ihre Arbeit unbesehen auf den Ergebnissen anderer aufzubauen. Das ist natürlich absurd, da letztlich auf diese Weise nur an die Gutgläubigkeit der Wissenschaftler appelliert wird. Das wäre Wissenschaft auf Treu und Glauben.

Ein anderer Weg, die Ergebnisse von Sequenzanalysen für andere Wissenschaftler nutzbar zu machen, bestünde darin, exakt die Methode anzugeben, mit deren Hilfe die Ergebnisse erzielt wurden. Jeder Wissenschaftler könnte dann für sich in seinem Kämmerlein die Sequenzanalyse nachvollziehen und somit selbst inneren Kontext aufbauen. Aber da – qua Selbstverständnis – die Sequenzanalyse eine Kunstlehre ist und keine Methode, ist eine exakte Angabe nicht möglich. Die dritte Möglichkeit, nämlich die Sequenzanalyse vollständig zu dokumentieren, ist bereits weiter oben verworfen worden.

Der letzte Ausweg aus dem oben skizzierten Dilemma besteht darin, wie weiland Buffon auch mal eine Fünf gerade sein zu lassen. Man könnte die – aus methodologischen Gründen nicht hintergehbare Darstellungsnotwendigkeit von Sequenzanalysen als ‚übertriebenes Verlangen nach Genauigkeit‘ definieren, und eine ‚weise und maßvolle Handhabung‘ der Ansprüche in Form von ‚metaphorischen Sequenzanalysen‘ dagegenhalten. Das mögen einige tun, und manchmal mag dies auch aus pragmatischen Gründen sinnvoll sein, doch zur Verbesserung der Bonität hermeneutischer Verfahren wird es wenig beitragen, wenn ein Konzept, das es mit der objektiven Bedeutung von Äußerungen anderer so ernst und genau nimmt, bei der Beachtung eigener Grundlagen glaubt, schludern zu können.¹¹

Verbleibt letztlich nur eine Möglichkeit und eine Hoffnung, dem Dilemma doch noch enttrinnen zu können: dem wissenschaftlichen Leser möglichst detaillierte – wenn auch fragegeleitete – Bruchstücke einer Sequenzanalyse (und natürlich umfangreiches Datenmaterial) einerseits zu liefern und andererseits die *Haltung* des Interpretierenden gegenüber dem Material, aber auch zu seinen eigenen Deutungen erkennbar werden zu lassen?. Dann hat der Schreiber Grund zu hoffen, daß der Leser die fehlenden Stücke und die ‚interpretative Haltung‘¹² rekonstruieren kann, um damit die Analyse zu vervollständigen. Aber selbst das Herstellen solcher ‚Bruchstücke‘ und der Ausdruck einer ‚interpretativen Haltung‘ wird nicht einfach sein, eher eine ‚Kunst‘ als eine Technik. Und es gilt: „Der feinfühlig Autor kann niemals mit dem Resultat zufrieden sein, und jeder, der durch die Heimsuchung hindurch mußte, kennt das Gefühl der Frustration, erzeugt durch die Einsicht in die Unzulänglichkeit von Mensch und Mittel“ (Den Hollander 1965, S. 224).

ANMERKUNGEN

1 Für den Ethnographen stellen sich ähnliche, wenn auch nicht identische Probleme (vgl. Reichertz 1991a).

- 2 Eine Kostprobe seines Stils sei hier wiedergegeben. Sie zeigt zugleich, daß in Humboldts Selbstverständnis Wissenschaft und Kunst nicht einander ausschließen, sondern sinnvoll ergänzen: „Die Wissenschaft aber gießt oft dann ihren wohlthätigen Segen auf das Leben aus, wenn sie dasselbe gewissermaßen zu vergessen scheint. Denn sie nährt und bildet den Geist, daß alles, was er erzeugt, ihr Gepräge an sich trägt, ja sie stimmt ihn dergestalt glücklich, harmonisch und wahrhaft göttlich, daß jeder Ton rein und voll aus ihm hervorklingt, daß sich alles, was er behandelt, gleichsam ohne sein Zutun, den höchsten Ideen anschmiegt, und daß er den schwer zu entdeckenden Punkt nicht verfehlt, auf welchem Gedanke und Wirklichkeit sich begegnen und freiwillig ineinander übergehen“ (Humboldt 1968, S. 220).
- 3 Eine (nicht mehr nur) österreichische Lösung des Darstellungsproblems hat Roland Girtler (Girtler 1984) entwickelt. Er tippt seine Feldprotokolle gleich in die Maschine, läßt allerdings einen breiten Rand. Auf dem notiert er wichtige Stichworte des Textes, oder Begriffe aus theoretischen Konzepten, die zu dem Beobachteten passen sollen. „Anzueraten ist, – so Girtler – „die fertigen Protokolle zweimal zu xerokopieren, um die Kopie auseinanderzuschneiden und so für das Niederschreiben der Ergebnisse komplikationslos ordnen zu können.“ (Ebd., S. 142)
- So weit ein erster Blick in die Arbeits- oder besser: Schreibwerkstatt von Girtler. Die Analyse der Daten besteht – zumindest wenn man dem Autor trauen darf – aus dem Zuordnen theoretischer Konzepte zu dem erhobenen Material. Er selbst beschreibt sein Verfahren so: „Ich diskutiere also das betreffende Thema, und vor allem unter der Einbeziehung der entsprechenden theoretischen Konzepte, die ich aus der Literatur kenne, stelle ich schließlich das Typische dar. Um dieses Typische bzw. die typischen Regeln, aus denen ich das zu untersuchende soziale Handeln ‚versteh‘ und mit denen ich es ‚erkläre‘, anschaulich und ‚beweisbar‘ zu machen, zitiere ich die entsprechenden Abschnitte aus meinen Beobachtungsprotokollen bzw. den Interviews.“ (Ebd., S. 146)
- Dieses Verfahren geht gewiß schnell von der Hand, vielleicht liefert es auch ein farbiges Bild, aber ob dieses Bild sich auch in der „Nähe zum sozialen Leben“ (ebd.) bewegt, kann man zurecht anzweifeln. Versuchen Strauss und andere – wegen des hohen Reflexionsbedarfes dieses Verfahrens – den Beobachtungsdaten Schritt für Schritt und methodisch kontrolliert theoretische Begriffe (auch neue) abzurufen, so wird bei Girtler das Beobachtete unter theoretische Konzepte subsumiert und als illustrierende Anekdote erzählt.
- 4 Mehr dazu findet sich bei Wolff 1987 und Duerr 1987.
- 5 Wissenschaftliche Autoren, welche ihr Hauptaugenmerk darauf richten, wohlgefälliges Interesse bei ihren Kollegen hervorzurufen, sollten sich der Tatsache bewußt werden, daß der zukünftige Leser seiner Arbeit in noch fernerer Zukunft selbst als Autor gefordert sein wird. Denn in der Regel lesen nur Kollegen wissenschaftliche Arbeiten – von einigen Touristen in das sagenumwobene Land der Wissenschaftler einmal abgesehen. Kohli beschreibt das Interesse der Kollegen wie folgt: „Der Leser ist selbst auch Produzent wissenschaftlicher Texte; am Autor interessiert ihn deshalb, ‚wie er es gemacht hat‘. Er möchte einen Einblick in die Werkstatt, möchte wissen, wie man die Produktion organisiert, welche Regeln und Tricks es dafür gibt. Er kann erfahren, wie der Autor gezweifelt, gesucht, gerungen hat und wie er es trotz aller Schwierigkeiten fertigbrachte, das Werk zu schreiben.“ (Kohli 1981, S. 436)
- 6 Stellvertretend für viele Argumente sei das von Soeffner zitiert: „Wenn nun ein – durch seine möglichen, nicht dokumentierten außersprachlichen Kontexte – tendenziell offenes Bedeutungspotential naiv und unkontrolliert mit formalen Ordnungsstrukturen einer Sprache (syntaktischen, semantischen, morphologischen, pragmatischen, konversationellen Regelsystemen) relationiert wird, eröffnen sich für den Interpreten zumindest zwei Holzwege. Zum einen wird das Bedeutungspotential des Dokuments sehr stark eingengt; zum anderen produziert diese Relationierung ‚selbständig‘ und formal regelgeleitet im doppelten Sinne ‚fixe‘ Bedeutungen. Interpretationen dieser Art ähneln von der Struktur her dem Kartenlegen: In beiden Fällen wird über Erscheinungen, Ereignisse und Personen ein Ordnungsraster gelegt, das ausschließlich seinen eigenen Regeln folgt. Es bringt so eine in jeder Hinsicht erstaunliche Ordnung in die unordentliche und mehrdeutige Welt, und es ist durch nichts und niemanden zu falsifizieren, weil eine externe Kontrolle nicht zugelassen wird.“ (Soeffner 1989, S. 131)
- 7 So hat zum Beispiel eine Forschungsgruppe die Brauchbarkeit der objektiven Herme-

neutik für ihre Zielsetzung geprüft. Ihr Ergebnis: Das Verfahren ist zwar gut, aber zu aufwendig. Formuliert wurde dann der folgende bemerkenswerte ‚Kurzschluß‘: „konkret für unser Projekt gesagt: aus pragmatischen, vor allem (zeit-)ökonomischen Gründen, aber auch von unserer politisch-aufklärerischen Position aus hatten wir für die Auswertung und Interpretation des ‚Datenmaterials‘ bestimmte Konsequenzen gezogen. Wir wollten in absehbarer Zeit ein Buch für die familienpolitisch und fachlich interessierte Öffentlichkeit schreiben. Dabei waren Kriterien der Wissenschaftlichkeit einer Interpretation mit denen öffentlicher und politischer Relevanz kurzzuschließen“ (Wahl/Honig/Grahenhorst 1982, S. 176 f.).

- 8 Ein solches Unterfangen ähnelt dem Werk eines von Lewis Carroll beschriebenen deutschen (!) Professors, der in ‚Sylvie und Bruno II‘ eine Landkarte erstellt hat, die im Maßstab 1 : 1 kein einziges, noch so winziges Detail ausläßt. Auf die Frage, ob diese Karte jemals zum Einsatz gekommen sei, ergeht folgende schlichte Antwort: „Sie ist noch nie entfaltet worden, bis jetzt. Die Bauern hatten etwas dagegen: sie meinten, sie würde das ganze Land zudecken und das Sonnenlicht aussperren! Deswegen benutzen wir jetzt das Land selber als Karte. und ich darf Ihnen versichern, das tut es fast genauso gut“ (vgl. Fischer 1988, S. 66). Weshalb letzteres nicht mit der hermeneutischen Deutungspraxis geht, versuche ich weiter unten zu erläutern.
- 9 Doch der Begriff ‚Kunstlehre‘ hat noch eine andere Seite: Auffallendes Merkmal der Kunstlehre ist ihre Sperrigkeit gegenüber einer Operationalisierung. Die Not, die das erforderlich machte, war bereits genannt worden. Doch sollte man nicht übersehen, daß sich mit dem Begriff ‚Kunstlehre‘ möglicherweise eine Immunisierungsstrategie gegen Kritik anbahnt. Dies gilt insbesondere für eine sehr ausgefeilte Variante der sozialwissenschaftlichen Hermeneutik – für die objektive Hermeneutik. Denn die objektive Hermeneutik liefert in ihren Objekttheorien ein Weltbild, das klar geordnet ist. Die Mannigfaltigkeiten des sozialen Handelns lassen sich alle auf Regeln zurückführen, welche selbst wieder exakt und vollständig zu rekonstruieren sind. Vagheiten gibt es in dieser Welt nicht, höchstens für die in der Lebenspraxis handelnden Menschen, jedoch – wenigstens prinzipiell – nicht für den Wissenschaftler. Diese exakt beschreibbare Mechanik sozialen Handelns läßt sich nun mit einer ‚Kunstlehre‘ entdecken, die nicht genau beschreibbar, also vage ist. Mit diesem Kniff ist das Unbestimmtheitsproblem, das Vagheitsproblem von der Welt abgezogen und dem Interpretationsverfahren aufgebürdet worden. Auf diese Weise läßt sich später jedem Verwender des Interpretationsverfahrens, der nicht die durch Regeln wohl geordnete Welt erblicken kann, entgegenhalten, er habe halt die Kunst nicht richtig ausgeübt. Und damit ließen sich alle Aussagen der objektiven Hermeneutik gegen Kritik leicht und ohne bewußte Selbsttäuschung immunisieren. Der Begriff ‚Kunstlehre‘ bezeichnet somit möglicherweise einen Weg, der die objektive Hermeneutik zu einem nicht falsifizierbaren Aussagensystem führt (vgl. Reichertz 1986).
- 10 In diesem Zusammenhang taucht ein weiteres Problem auf, das ich allerdings hier nicht behandeln will: Die schriftliche Fixierung der Gesamtentwicklung einer Sequenzanalyse beginnt in der Regel erst dann, wenn der Interpret glaubt, am Ende der Arbeit zu sein. Daß eine schriftliche Arbeit angefertigt wird, ist überhaupt nur deshalb möglich, weil vorab eine Analyse mit Ergebnissen zu Ende gebracht wurde. Die Sequenzanalyse kann in ihrem Verlauf nur noch rekonstruiert werden (anhand von Protokollen etc.), sie kann jedoch in der schriftlichen Arbeit nicht erneut stattfinden. Denn es wird für den Wissenschaftler nicht nur theoretisch unmöglich sein, sich als Schreibender in den Zustand präsequenzanalytischer Unschuld zu versetzen.
- 11 Alle oben behandelten Probleme der Darstellbarkeit von hermeneutischen Fallanalysen sind für Phänomenologen und insbesondere für Husserlkenner längst alte Hüte (z. B. Kellner 1981), die man nicht mehr ansieht, geschweige denn noch einmal aufsetzt. Auch innerhalb der literarischen Rezeptionstheorie sind alle angeführten Probleme geläufig und vieldiskutiert (z. B. Koselleck/Stempel 1973). Betrachtet man jedoch die Darstellungspraxis vieler Sozialwissenschaftler, dann stellt man schnell fest, daß die Phänomenologie und die Rezeptionstheorie entweder nicht wahrgenommen oder als irrelevant abgetan wurden.
- 12 Sehr viel ausführlicher ist dieser Gedanke, daß im Forschungsbericht die Haltung des Interpretieren zu seinen Daten und seinen eigenen Deutungen zum Ausdruck gebracht werden muß, in Reichertz 1991a entwickelt worden.

LITERATUR

- Allert, Tilman, 1990: Zur Dynamik der Interaktionstrade – Eine Fallstudie zur Struktur der sozialisatorischen Interaktion, Aachen.
- Bergmann, Jörg/Thomas Luckmann/Hans-Georg Soeffner, 1987: Kommunikative Formen der gesellschaftlichen Organisation des Wissens, MS, Konstanz – Hagen.
- Cicourel, Aaron V., 1974: Methode und Messung in der Soziologie, Frankfurt/M.
- Cicourel, Aaron V., 1975: Sprache in der sozialen Interaktion, München.
- Den Hollander, A. n. J., 1965: Soziale Beschreibung als Problem, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, S. 201–233.
- Duerr, H. P. (Hrsg.), 1987: Authentizität und Betrug in der Ethnologie, Frankfurt/M.
- Fisher, John, 1988: Alice im Wunderland der Rätsel, München.
- Girtler, Roland 1984: Methoden der qualitativen Sozialforschung, Graz – Wien.
- Humboldt, Wilhelm von, 1968: Antrittsrede in der Berliner Akademie der Wissenschaftler, in: W. v. Humboldt: Werke, hrsg. von A. Leitzmann, Band 3, Berlin.
- Kellner, Hansfried, 1981: Die Repräsentation sozialer Strukturen durch Sprache, in: J. Mattes (Hrsg.), Lebenswelt und soziale Probleme, Frankfurt/M. S. 332–343.
- Kosselek, Reinhart/Wolf-Dieter Stempel (Hrsg.), 1973: Geschichte und Erzählung, München.
- Knorr-Cetina, Karin, 1984: Die Fabrikation von Erkenntnis, Frankfurt/M.
- Kohli, Martin, 1981: 'Von uns selber schweigen wir.' – Wissenschaftsgeschichte aus Lebensgeschichten, in: Wolf Lepenies (Hrsg.): Geschichte der Soziologie, Band I, Frankfurt/M., S. 428–465.
- Lepenies, Wolf, 1978: Der Wissenschaftler als Autor, in: Akzente 1978, H. 2, S. 129–147.
- Luckmann, Thomas, 1981: Zum hermeneutischen Problem der Handlungswissenschaften,, in: M. Fuhrmann et. al. (Hrsg.): Text und Applikation, München, S. 513–524.
- Meinefeld, Werner, 1985: Die Rezeption empirischer Forschungsergebnisse – eine Frage von Treu und Glaube?, Zeitschrift für Soziologie, 14 (1985), S. 297–314.
- Musil, Robert, 1978: Der Mann ohne Eigenschaften, Reinbek bei Hamburg.
- Oevermann, U./T. Allert/E. Konau/J. Krambeck, 1979a: Die Methodologie einer 'objektiven Hermeneutik' und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften", in: Hans-Georg Soeffner (Hrsg.), S. 352–433.
- Oevermann, Ulrich, 1979b: Exemplarische Analyse eines Ausschnitts aus einem Protokoll einer Fernsehsendung, MS, Frankfurt/M.
- Oevermann, Ulrich, 1981: Fallrekonstruktion und Strukturgeneralisierung als Beitrag der objektiven Hermeneutik zur soziologisch-strukturtheoretischen Analyse, MS, Frankfurt/M.
- Oevermann, Ulrich, 1982: Exemplarische Analyse eines Gedichts von Rudolf Alexander Schröder mit dem Verfahren der objektiven Hermeneutik, MS, Frankfurt/M.
- Peirce, Charles S., 1976 (1967): Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus, Frankfurt/Main.
- Reichert, Jo, 1986: Probleme qualitativer Sozialforschung, Frankfurt/M. – New York.
- Reichert, Jo, 1988: „... als hätte jemand den Deckel vom Leben abgehoben.“ Gemeinsames zwischen Sam Spade und Charles Sanders Peirce, in: Kodikas/Code, 3/4, S. 345–359.
- Reichert, Jo, 1991a: Zur Methodologie der Ethnographie – Von der Wahrnehmung zum Text, MS, Hagen.
- Reichert, Jo, 1991b: Aufklärungsarbeit. Kriminalpolizisten und Feldforscher bei der Arbeit. Stuttgart.
- Rorty, Richard, 1989: Kontingenz, Ironie und Solidarität, Frankfurt/M.
- Schröder, Norbert, 1992: Der Kampf um Dominanz. Hermeneutische Fallanalysen einer polizeilichen Beschuldigtenvernehmung. Berlin – New York (im Druck).
- Schwemmer, Oswald, 1987: Handlung und Struktur, Frankfurt/M.
- Simm, Andreas, 1982: Soziologische Strukturanalyse familientherapeutischer Interaktion, MS, Frankfurt/M.
- Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.), 1979: Interpretative Verfahren in den Text- und Sozialwissenschaften, Stuttgart.
- Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.), 1982a: Beiträge zur empirischen Sprachsoziologie, Tübingen.
- Soeffner, Hans-Georg, 1982b: Prämissen einer 'sozialwissenschaftlichen Hermeneutik', in: ders. (Hrsg.), 1982a, S. 9–49.

-
- Soeffner, Hans-Georg, 1989: *Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung*, Frankfurt/M.
- Wahl, Klaus/Michael-Sebastian Honig/Lerke Gravenhorst, 1982: *Wissenschaftlichkeit und Interessen zur Herstellung subjektivitätsorientierter Sozialforschung*, Frankfurt/M.
- Wolff, Stephan, 1987: *Rapport und Report* in: Werner von der Ohe (Hrsg): *Kulturanthropologie. Beiträge zum Neubeginn einer Disziplin*, Berlin, S. 333–364.